

(Nachdruck verboten.)

## Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

„Sie waren immer ihr Diebling!“ sagte Frau Wahl, „und Sie hinwieder haben auch immer mit freundlichen Augen auf sie geblickt; — Sie haben mit mir ja vielenmale von ihr gesprochen.“

„Gott härke meine sündige Seele! Mit dem, was ich von ihr gesagt, könnte sie ruhig ins Himmelreich eingehen . . . was sie schon alles, so jung sie auch ist, geleistet hat! — Und wie sie ihr alles böse ausgelagt und sie stolz und hochmütig genannt haben . . . und so errang sie sich dennoch, gerade den andren vor der Nase weg, einen tüchtigen Kapitän!“

„Ja, sehen Sie, Madame Wahl, darum hat Sara beim Fortziehen auch wieder an Sie gedacht und gesagt: „Was da zurückbleibt, soll niemand andrer erben als die alte Walla!“

Walla fuhr hastig empor und verneigte sich ein um das andre Mal: „Sagen Sie Madame Wahl, daß ich fast in die Erde sinke — ganz in die Erde hinein! — und daß die alte Madame Wahl, wenn sie tagsüber bei den Körben an der Straßenecke sitzt, ihrer gedenken wird in allem, was sie bei Gott ausrichten kann zum Segen für die Reise und für alles andre im Leben! — Ach, du mein, so dachte sie wirklich an ein armes Weib! . . . Alles, das Ganze, sagten Sie?“ unterbrach sie sich plötzlich.

„Es liegt alles in der Küche für Sie zusammengepackt. Bei Torgersen finden Sie den Schlüssel, und dort weiß man Bescheid.“

Walla begann wieder sich zu winden und zu drehen und in starken Ausdrücken ihre Dankbarkeit zu beteuern.

„Sehen Sie sich nur wieder nieder, Madame Wahl! — Sehen Sie, Sie verlieren ja ein Papierstück nach dem andern!“ sagte Rejer und hob einige Stimpfschen mit Bleistiftzeichen und Strichen auf.

„Ach ja, Du mein, — das sind die Rechnungen! . . . Ich sah gerade darüber, Herr Kapitän . . . sonst verliert man bald dies, bald das aus dem Gedächtnis! Die Gedanken werden kurz, wenn man alt wird! Da ist dieser Anders vom Seemilitär . . . er sagte, er sei nur für sieben Pfefferkuchen schuldig, indessen . . . Böse Jugend in diesen Zeiten! . . .“

„Nun, alte Walla!“ dachte er, als er zum Hasen ging; „hartes Wetter verkrümmt den Baumwuchs! . . . Sie biegt und schmiegt und windet sich, um sich am Leben festzuhalten!“

15.

In den Jahren, welche Rejer fern von Nassjord zugebracht, war wohl von den kälteren Verhältnissen der Welt ringsum mancher Sonnenstreifen auch in sein Heimatsbygd gefallen; aber besonders zündende Macht hatte das nicht befehen. — Der Feuerfchwann war hier zu feucht und schimmelig, um Feuer zu fangen.

Und eigentlich war die ganze Zeit über des Fuhlbootes abenteuerliche Ausfahrt auf Heringsfang die einzige Begebenheit gewesen, welche die Gemüter tiefer aufgeregt hatte, obgleich auch das in dem trügen Gewässer schließlich bloß eine kraftlose Deining blieb. Dieselbe hatte nur einen oder den andern Grübler unten am Fjordrand abgesetzt und im ganzen Bygd die dunkle Empfindung geweckt, daß andernwärts Welt und Leben doch vielleicht heller und leichter zu tragen seien, — ein Risikvergnügen, welches zur Folge hatte, daß mehrere nach Amerika zogen.

Als aber Rejer hier drinnen seinen Handel einzurichten anfing, da brachte er es in ein paar Jahren zuwege, daß man von Stabanger bis nordwärts nach Kinn wußte, es gebe einen Fischbaas, Namens Rejer Jansen Fuhl, der den Hering im Meer förmlich zu riechen schien und auf ihn losging wie ein Walfisch. Immer der vorderste, immer in Thätigkeit, rücksichtslos und tollkühn jede Art von Wetter und jede Möglichkeit ausnützend, — so hatte er abwechselnd verloren und gewonnen, gewonnen und verloren, im ganzen sich aber so vorgearbeitet, daß er nun zwei, drei eigne Walfischbetriebe

mit ihren Vormeistern an der Spitze und außerdem Anteil bei verschiedenen andren besaß. In den Fjordgemeinden nannte man ihn allgemein nur den Heringskönig.

Die verschiedenen Badhäuser, die sich nach und nach im Nassjordsfande erhoben hatten und manches andre zur Bygd droben bewies, daß unter den Leuten hier mehr als ein runder Schilling am Hering war verdient worden.

Der Heringskönig wohnte nicht auf dem Hammerbä; dort sah nun seine Schwester, die verwitwet worden; er hatte sich im Hammerbä ein neues Haus mit blauen Dachziefern und zwei große, schöne „Seebuden“ (Lagerhäuser) davor erbaut. Letztere standen am Strande unten, rechts und links von der Landungsbrücke. Das eine enthielt die Garne und Watnege, welche wie Wände von dem Dachgerüste hingen; im andern, der Sulzeret, lag Voot in Voot — das kleinere im größeren, so wie man Schale in Schale stellt.

Vor den Gebäuden herrschte eilige Eile. Die Leute besahen und prüften allerlei Warp- und Dregganter und Trossen, die man beim Wintersfang benötigen wird in die halb-ansgerüsteten Boote, die in einer Reihe bei der Brücke lagen, hinabschaffen sollte. Ein paar Zungen von Fedzehn und siebzehn Jahren halfen eifrig bei der Arbeit. Der eine hieß Jan, der andre Jan Konrad, — den Namen des Vaters, der heute ungeduldig wie ein Türke in seiner Stube auf und ab ging und welcher schon alle Leute auf dem Gase zum Strand hinabgetrieben hatte, — seinen Namen errät der Leser.

Um Weihnachten, wenn die Heringszeit nahte, ging er einen wahren Verserlerschritt: übte das Mietsvott und die Boote und hielt Nachschau und sandte „Eypresse“, wohl sieben, acht Meilen weit hinaus an die Meeresküste, um die Nachrichten aus erster Hand und ganz frisch zu erhalten.

Eine solche Nachricht hatte heute ihn und den ganzen Hof außer Rand und Band gebracht, — es sollte ausgefahren werden! Man sandte um die Fischmeister und die Besatzung, man machte den Probiant fertig . . . tausend Dinge! — Und barsch tönten und hastig die Befehle zu den Bevollmächtigten und den Leuten hinaus. Der Betrieb war sehr umfangreich.

Das Wolltuch lose um den Hals geschlungen, die Bejagade aufgetropft, die Hände auf dem Rücken, so trieb sich Rejer in der Stube auf und ab. Der Gang war schaukelnd, die hohe Figur etwas zurückgebogen und auf dem scharfen, stark markierten Antlitz lag heute eine Röte, etwa wie sie eine Ohrfeige auf den Wangen zurückläßt.

Es waren zwei höchst verschiedene Erscheinungen, die im Zimmer drinnen den Boden kreuzten, sich aber wohl hüteten, einander in die Quere zu kommen. Rejers Gattin war nicht so leicht in ihrem Konzept zu erschüttern . . . sie hatte so oft vorher solch' einen sturmplötzlichen Ausbruch mitgemacht; so ging sie nun breit und solid und festen Fußes herum und ließ sich in ihrer häuslichen Verrichtung nicht stören.

„Dieber Rejer, wenn Du wartest, bis Weihnachten vorüber ist, wärst Du wohl immer noch einer der allerersten auf dem Plak! Der Eypressbote hörte ja gar nichts von Hering.“

„Hörte nichts? — vom Hering gehört; ob ich je so etwas gesehen! Dann ruderten ja alle andren gleichfalls aus! — Nein, schauft Du — aber das, was er sagte, roch nach Hering, das verstehe ich, ich!“

„Ach, Du witterst immer Hering! Laß die Leute ihre Feiertage in Frieden genießen; — zu etwas andrem taugt nun der Nassjording nicht viel!“

„Taugt nicht? — Nein — aber Gottes Gabe im Meere draußen ziehen zu lassen, ohne sie genug zu schätzen, um auch nur die Hand auszustrecken und sie entgegenzunehmen — ja, dazu taugt der Nassjording! . . . Zul durchschwelgen, ja — und dann, wenn die Viertonne leer, dann ist für sie gemächlich Zeit, — das taugt ihnen, das! . . . Nun kommt aber der Hering zufällig früher und wartet nicht auf sie! — Ich werde sie lehren! Ich werde sie gerade klopfen, und wenn sie noch so krumm sind! Sie sollen den Hammer auf dem Nagel fühlen!“

„Nun ja, Du hast ja zu befehlen, Rejer! Was mich betrifft, so ist der Probiant bereit . . . Ihr habt ihn nur zu holen!“

„Fertig . . . alles?“ Er schaute sie etwas verblüfft und fast zweifelnd an.

„Ach, so viel habe ich Dir schon ein paar Tage lang angemerkt, daß Du auf die See hinaus wolltest — ob nun der Expressbote so oder so sagt!“

„Innig vergnügt drehte Rejer sich auf der Ferse um und rieb sich die Hände.“

„Das war prächtig, Sara! . . . prächtig, sage ich Dir . . . mindestens drei Tage erspart! Das ist eine Hausfrau! Gättest Fischmeister werden können, wenn es notwendig gewesen wäre! . . . Prächtig, prächtig!“

„Ja, nun habe ich mit allen Weibern für Dich gebadet und gebraut und gearbeitet und habe die Zubereitungen dahinstehen lassen; da bist Du doch zufrieden!“

„Freilich bin ich zufrieden!“

„Nun, siehst Du, Rejer! — Nun folge mir aber auch in etwas!“

„Also!“

„Ich will nicht, daß Jan Konrad dies Jahr mit auf Fischfang geht, wie Du erwähnt hast.“

„So? — Er soll aber gerade mit!“

„Ueberlege doch! Er wird erst nächstes Jahr siebenzehn; der Bursche ist fast drei Ellen hoch und gar nicht stark!“

„Ach, er ist stark genug, ganz stämmig; wenn er nur nicht daheim herumtreibt und verzärtelt wird!“

„Ich brauche ihn zur Hilfe in der Wirtschaft; hier ist genug zu thun, das weißt Du!“

„Jan Konrad — soll — mit!“ sagte Rejer mit gewichtiger Betonung. „Ich begehre von ihm nicht strenge Arbeit, aber mit soll er! Er muß anfangen, zu sehen und zu lernen, damit, wenn mir etwas zustößt, kein solcher Grünshabel von hier ausfliegt, wie ich selbst einer war.“

Sara ging zu ihm hin, legte ihm die eine Hand auf die Schulter und strich ihm mit der andern über die Wange.

„Gieb mir den Jungen noch dieses Jahr, im nächsten magst Du ihn nehmen!“

„Wußte ich es nicht, wußt' ich's nicht, wußt' ich's nicht! Immer hast Du etwas im Hinterhalt . . . bei Dir ist alles Kauf und Handel, Sara! Ich glaube, Du bist gewinnstüchtig bis in die innersten Herzfasern! Also darum legtest Du mir so glatte Rollen unter das Boot! Ich sollte es bezahlen — natürlich!“

„Rede, so viel Du willst, Rejer! Diesmal laß aber mich schalten! Ich habe den Knaben allein in seiner Kammer sitzen und oftmals seufzen gehört. Jan Konrad ist schwach, sage ich Dir!“

„Wie er auf einmal so gebrechlich geworden! Darum schau nur, daß er etwas Warmes auf den Leib bekommt, denn mit soll er!“

„Das ist nicht Deine wahre Meinung, Rejer! Wenn ich Dich, so wie jetzt, bitte! . . . Ich bin ja des Jungen Mutter!“ Sie sagte es mit zitternder Stimme.

„Ja, und ich bin sein Vater!“ Er ging hastig auf und ab.

Sara runzelte scharf die Augenbrauen. Ein achtloser Strahl hatte sich von ihrem schweren Haar über ihre Wange berührt; es ließ sich nicht leugnen, es lag etwas Mächtiges in dieser Frau.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Strömungen im Drama.

Mit dem kleinen Realismus des jüngstdeutschen Dramas geht es zu Ende. Im Deutschen Theater, wo er seinen „klassischen“ Ausdruck gefunden hat, war der letzte Winter eine ununterbrochene Reihe von grämlichen Mißerfolgen. Ein Stück war immer kränklicher, blasser, ohnmächtiger als das andre. Von dem respektablen Ringen, das hilflos scheitert, weil es mit zu großen Stoffen tummelt, bis hinab zum blödesten Dilettantismus ist uns keine Nuance der Feinheit geschenkt worden. Immer wieder nahm man den trostlosen Eindruck mit nach Hause: es will nichts mehr gelingen. Auch was wir bisher in der neuen Spielzeit sahen, weckt keine Zukunftshoffnungen. Halbes „Haus Rosenhagen“ ist eine recht farblose Arbeit, unter allen Umständen aber eine Arbeit, die mit den bekanteten Mitteln den bekanteten bescheidenen Wirkungen nachstrebt. Die „Hoffnung“, die augenblicklich im Deutschen Theater gegeben wird, ist ohne Zweifel eine durchaus sympathische Dichtung, die wir gern gesehen haben. Sie trägt indes allzu deutlich den Stempel: Made in Germany; sie arbeitet mit den alten Mitteln, die noch immer verfaßt haben, wenn es einen großen Stoff zu bewältigen galt. In Holland hat sie einen großen Erfolg gehabt. Uns Deutschen sagt sie nichts Neues und weckt keine neuen Hoffnungen.

Wir wollen natürlich nicht behaupten, daß von Hauptmann, Halbe, Hartleben nichts Gutes mehr zu erwarten sei. Wir hoffen sogar in ausgeprägter Weise das Gegenteil. Nur hoffen wir nicht, daß irgend etwas geboten werden wird, das die bisherigen Höhepunkte der Richtung erreicht oder gar übersteigt. Eine Ausnahme wäre vielleicht einzig mit Hartleben zu machen, der künstlerisch in seiner Generation immer eine Sonderstellung eingenommen hat und darum auch von einem allgemeinen Vorkritik nicht so viel zu fürchten braucht. Ich erinnere zur Illustration an seine feine Sprachbehandlung zu einer Zeit, als das Gegenteil Mode war; auch seine „Sittliche Forderung“ hat beispielsweise mit der Kunst Halbes und Hauptmanns wenig gemein. Von Otto Erich steht noch immer zu erwarten, daß seinem grauen Rosenmontag ein festlicher Komodienmontag folgen wird. Worauf aber alles ankommt: die Mittel der jüngstdeutschen Richtung sind in ihrer Beschränktheit und Kleinheit allseitig erkannt; sie fangen an peinlich empfunden zu werden. Die Gewißheit, daß wir nichts zu erwarten haben, als was wir schon hatten, breitet sich aus und damit ist die Richtung fertig. Es können nur noch Episoden kommen.

Die Empfindung, daß es so kommen würde, ging längst in weiteren Kreisen um, auch im eignen Lager der Richtung. Die Versuche, über sich hinaus zu kommen, mißlingen indes und die Märchenmode, die ebenfalls der naturalistischen Müdigkeit entsprang, war ein Versuch, in dem Oberflächlichkeit, Spekulation auf das Schaubedürfnis des Publikums und unzulängliche Mittel Hand in Hand gingen. Es lag kein künstlerischer Ernst dahinter; das Ganze war schließlich eine Spielerei. Neuerdings beginnen aber einzelne Talente ihre eignen Wege zu gehen, denen man mehr Bedeutung beilegen muß, schon weil sie im Dienst der Kunst stehen und nicht im Dienst des Publikums. Kurt Aram hat in seiner „Aparatkommission“ eine politische Komödie geschrieben, die dem jüngstdeutschen Drama noch nahe liegt, ohne doch dazu zu gehören. Die Komödie ist von der „Neuen freien Volksbühne“ trotz unzulänglicher Besetzung mit bestem Erfolg aufgeführt worden; auch in München ist sie über die Bretter gegangen. Im „Deutschen Theater“ scheint man sie nicht bemerkt zu haben, obwohl sie besser ist, als das meiste, was in den letzten Jahren dort gespielt worden ist. Vielleicht nimmt in Berlin die „Freie Volksbühne“ das Stück wieder auf. Sie besitzt ja glücklicherweise die Mittel, eine tüchtige Aufführung heranzubringen. Kurt Aram hat dann in einem zweiten Drama noch entschiedener mit dem Hauptmannrealismus gebrochen, ohne doch den Realismus zu verlassen. In seinem „Aunauian“ macht er den Versuch, endlich einmal wieder einen Felden auf die Beine zu stellen und findet dabei tragische Töne, die in der Litteratur keineswegs häufig sind. Das Stück spielt im Orient, und die Fremdartigkeit des Milieus wird wahrscheinlich die Aufführung erschweren. Nichtsdestoweniger soll es, wie ich zu wissen glaube, in Prag gespielt werden, was unter allen Umständen mit Freuden zu begrüßen ist. Unter denen, die dem modernen Realismus trenn bleiben, dabei aber mit dem Realismus Hauptmanns brechen, wird man naturgemäß danach streben, das Menschliche in den Vordergrund zu stellen und das Zuständliche fallen zu lassen. Menschliche Offenbarungen, die aus einem reichen Zinnenleben stammen, sind auf der Bühne immer neu. Milieudramen ermüden auf die Dauer; sie sehen einander zu ähnlich.

Neben denen, die dem modernen Realismus trenn bleiben, gehen einzelne, die zwar den Realismus nicht fallen lassen, wohl aber mit der modernen Welt brechen und sich der Romantik zuwenden. Ich denke hier vor allem an Herbert Gulenberg, der soeben bei Reclam ein Drama „Leidenschaft“ herausgegeben hat; aber auch Kurt Gendek scheint mir hierher zu gehören. Herbert Gulenberg ist ohne Zweifel ein reicher Poet, wie sich seine dramatische Entwicklung nun auch immer gestalten möge. Seine letzte Dichtung ist die reichste und beste. Einzelne Szenen sind von einer fast seltenen Stimmungsfülle. Vielleicht verliert er sich mehr in Stimmungen, als für einen Dramatiker gut ist. Es scheint mir etwas von einem Balladen-dichter großen Stils in ihm zu stecken. Jedenfalls sucht er häufig die Stimmungen und Stoffe, die gerade der Ballade eigentümlich sind. Die Sprache, die zunächst etwas kraftgenialisch war, ist ruhiger geworden, ohne doch an Bedeutung zu verlieren. Die Charaktere sind lebendig und mit großer realistischer Kraft geschildert. Er erinnert sowohl in seiner romantischen Art wie in seinem Stil an Shakespeare. Ohne Zweifel schreibt er aber dabei seine eigne Handschrift.

Hier ist vielleicht der Ort, einen Irrtum zu zerstören, der mir heute in der Luft zu liegen scheint. Die Situation bringt es mit sich, daß man zu den alten Meistern eilt, nachdem man sich an den Modernen übernommen hat. Dem Hirschfeld-Etel folgt sehr leicht die Shakespeare-Sehnsucht. So begreiflich das ist, so gefährlich kann es werden. Es verführt leicht zu der Annahme, als ob man die Größe erreichen könnte, indem man den großen Stil der Alten kultiviert. Daraus kann bei schwächeren Talenten ein Epigontum werden, gegen das der moderne Kleinrealismus angenehm wäre. Aber auch starke Talente wie Gulenberg erreichen schließlich auf diesem Wege das Ziel nicht. Ein großes Drama etwa im Geiste Shakespeares ist heute gar nicht möglich. Wie kraftvoll das Talent auch wäre, das es gestaltete, es würde unserm modernen

Bewußtsein fremd bleiben, ganz abgesehen davon, daß es immer den Schatten des riesigen Shakespeares heraufbeschwören und so schließlich doch epigonenhaft wirken würde. Die Größe ist keine Frage des Stoffs oder des Stils, sondern eine Frage der Betrachtung, der Auffassung, der Weltanschauung. Das Schicksal eines Berliner Schusters kann, unter hohen Gesichtspunkten betrachtet, so gut groß sein wie das Schicksal eines historischen Helden. Auf die Betrachtungsweise, auf die Weltanschauung kommt alles an. Ohne moderne Weltanschauung giebt es keine moderne Größe. So notwendig es also ist, die neuen Shakespeareaner zu beachten, so notwendig wird es sein, ihnen zu sagen, daß es mit Shakespeare-Romantik nicht gethan ist. Auf diese Weise ziehen wir uns zurück, stehen das große Problem, aber wir lösen es nicht. Der Weg von Hauptmann führt nicht in entlegene Zeiten zurück. Wir müssen vorwärts. —

Erich Schiller.

## Kleines Feuilleton.

th. Die Erben. „Eigentlich wundere ich mich doch, daß sie kein Testament gemacht hat.“ Frau Lucie schüttelte den hübschen Kopf, „nein wirklich, sie hat doch gewußt, daß sie sterben muß. Können Sie das begreifen?“ Sie sah von ihrem Namen zu ihrer Schwester hinüber, die zuckte die Achseln: „Wundert mich gar nicht. Ist ja immer dieselbe Sache, so 'ne Menschen machen nie 'n Testament. Die erst recht nicht. Morgen, jawohl morgen, und aus morgen wird jedesmal übermorgen, bis sie da liegen und alle Biere von sich strecken.“

„Ich versteh's aber doch nicht.“  
 „Gott, sei doch zufrieden, daß sie Leins gemacht hat.“ Der Mann wurde beinahe grob. „Wenn sie eins gemacht hätte, könnten wir mit der Guste teilen.“

„Ja, das könnten wir allerdings.“  
 „Wieviel hat sie denn eigentlich hinterlassen?“ fragte die Schwester.  
 „Bierzehntausend sind's wohl?“

„Na ja so ziemlich und dann noch die Wirtschaft.“  
 „Gott, der olle Krempel ist nicht viel wert. Hinstellen könnten wir uns allerdings nichts davon. Die Mahagonimöbel zwischen unsren Möbeln nach deutschem Stil, das gäbe ja 'n Bild.“

Frau Lucie lachte: „Aber gut erhalten ist alles, dafür hat die Guste wirklich gesorgt. Daß die Hausfrau vier Jahr krank war, merkt man nicht.“

„Hat wohl gedacht, sie sorgt für sich.“ Die Schwester zog ein spöttisches Gesicht.

Frau Lucie überhörte den Einwurf. „Ich habe zu Franz gesagt, wir wollen den ganzen Kram verkaufen. Hundertfünfzig Mark bekommt man schon für, und vielleicht unter der Hand noch mehr. Dann legen wir noch 'n paar Hundert zu und kaufen uns 'ne neue Saloneinrichtung für. Ich weiß nur noch nicht, ob wir Eichen- oder Nußbaumholz nehmen.“

„Eichen“, sagte der Mann. „Eichen ist eleganter.“  
 „Ja, das finde ich auch“, die Schwester nickte, „Gott, wenn Tante Lotte wüßte, daß Franz nu alles kriegt, die drehte sich im Grabe um.“

„Ja, das thäte sie.“ Frau Lucie lachte auf: „olle Geizpelle. Gönnte einem nicht 's Schwarze unterm Nagel, und warum? Bloß weil ich nicht alle drei Tage hingelaufen kam: was machst Du denn, Tante, wie geht es denn, Tante? Nein, weißt Du, das konnte ich nicht, die Krankheit war zu gräßlich! Und wenn man hinkam, läßte sie einem was vor.“

„Was macht denn nun eigentlich die Guste?“ fragte die Schwester.

„Die? Ach die sitzt und heult!“  
 „Läßt sich denken, nu hat sie wohl gedacht, sie bekommt 'ne große Erbschaft, und nu ist es nichts.“

„Ach nee, darum ist es der nicht.“ Frau Lucie goß sich noch eine Tasse Kaffee ein. „Nee wirklich, daran denkt die Guste gar nicht, das ist ja so'n dummes Schaf, die grämt sich wahrhaftig nur um Tante Lotte, und daß sie die nun nicht mehr pflegen kann. Auch 'ne Leidenschaft.“

„Na ja, nun war sie zwanzig Jahre bei ihr, da gewöhnt sich der Mensch schon an was, auch an's Krankenpflegen. Was wird denn übrigens aus ihr?“

„Weiß ich nicht. Ist mir auch sehr Schnuppe!“ Frau Lucie strich sich eine Butterfemmel.

„Sollen wir sie uns etwa ins Glaspind setzen?“ fragte der Mann.

„Als Nippesfigur, ja —“ Frau Lucie lachte auf, dann nahm sie plötzlich eine ernsthafte Miene an: „Ich habe aber doch gesagt, wir wollen ihr fünfzig Mark geben, anständig muß man sich doch zeigen, schließlich hat sie Tante zwanzig Jahre gedient, etwas Rücksicht muß man da schon nehmen.“

„Ja, besonders, wo Franz Kirchenrat ist.“ stimmte die Schwester bei; „gebt ihr schon fünfundsiebzig Mark, Ihr könnt es ja und habt keine Nachrede.“

„Na, für die kauft man sich schließlich was.“

„Ja, das wäre das wenigste —, die hat man doch —“ sagte Frau Lucie. „Wie ich gestern in der Wohnung war, kam ja schon die Wirtin herauf, um wegen der Kündigung zu sprechen, aber

eigentlich machte sie nur allerhand Redensarten. Wir würden doch an die Guste denken und die Guste hätte doch Tante so frei gepflegt und die Tante hätte immer gesagt, sie sollte 'n paar Tausend Mark bekommen und die Wirtschaft; na, allerhand solche Winke mit'm Gaumpfahl, ich hab' gethan, als versteh' ich's nicht.“

„Wir werden dem Mäd'el die ganze Wirtschaft geben“, brummte der Mann.

„Nee, das thät' ich auch nicht.“ sagte die Schwester. „Sie hat Tante Lotte gepflegt, na ja, sie hat ja aber auch ihren Lohn dafür bekommen. Gebt Ihr jetzt fünfundsiebzig Mark, dann hat sie genug.“

„Aber reichlich! Und die Möbel werden verkauft; bloß, weißt Du, was mir eben einfällt?“ Frau Lucie klopfte ihrem Mann auf die Schulter: „Den Krystallspiegel behalten wir. Der ist prachtvoll, solchen breiten Glasrahmen hat er“ — sie zeigte — „'n Trödler giebt einem drei Mark für, weil er unmodern ist, und bei uns hängt er als Alterrum. Ja und was machen wir eigentlich mit der Wäsche?“

„Ist so viel Wäsche da?“ fragte die Schwester.  
 „Zwei Schränke voll und prachtvolle Leinwand; das Tischzeug nehme ich ja für uns. Aber gerade die Leibwäsche —“

„Verkauft sie doch“, sagte die Schwester.  
 „Was bekommt man denn dafür?“

„Alle Wäsche! Zwanzig Mark giebt einem der Trödler, mehr doch nicht! Nein, aber, weißt Ihr, ich hab' 'ne Idee.“ Frau Lucie sah zu ihrem Mann hinüber: „wir geben sie der Guste. Ja, das ist auszeichnet. Fünfundsiebzig, wollten wir ihr bar geben, nun geben wir ihr einfach dreißig Mark und die Wäsche, 's Bett, wodrin Tante gestorben ist, kann sie ja auch noch kriegen. Denn hat sie zehn Thaler und 'n Bett und 'ne Aussteuer, denn soll sie aber wirklich nicht sagen, daß wir nicht furchtbar anständig sind.“ —

ck. Die Zunahme der Trunksucht unter den Damen der englischen Gesellschaft. Ein Beobachter schreibt im „Manchester Guardian“: Während die Trunkenheit unter den Männern abgenommen hat, ist kein Zweifel, daß sie bei den Frauen zunimmt. Vor einigen Jahren hielt Lady Frederic Cavendish einen Vortrag über die Trinkgewohnheiten moderner Damen, worauf sie heftig kritisiert wurde. Und doch habe ich selbst genug derartige Tragödien gesehen, die die leidenschaftlichen Neben der Temperenzler rechtfertigen. Eine Dame, die einmal neben mir am Büffet stand, sagte: „Dieser Champagner schmeckt wie Wasser. Thun Sie mir etwas Brandy hinein“. Eine andre, die ich gekannt habe, wurde tannelnd von ihrem Gatten und ihrem Sohn aus einem Ballsaal fortgeführt. Eine andre, die Frau eines Freundes von mir, war am Totenbette ihres Gatten total betrunken. In den meisten dieser Fälle hat der falsch aufgefaßte Rat eines Arztes den Anfang der Verirrung gebildet. Eine zarte Dame, die ein Leben ewigen Lummels lebt, das zweimal so viel Kräfte beansprucht, als sie besitzt, bekommt den Rat, ein Glas Portwein zu trinken, wenn sie zusammenbricht, oder sich eine Flasche Brandy in ihrem Toilettenkästchen zu halten. Sie folgt der Vorschrift, fühlt sich danach besser, steigert den Gebrauch, verläßt sich darauf und verlangt danach. „Der Rest ist Schweigen“. Die große Vermehrung der Frauenklubs hat, wie ich glaube, zu demselben Ergebnis beigetragen. Eine Frau, die es sich erst zweimal überlegen würde, ehe sie an ihrem eignen Tisch eine ungewöhnliche Menge Wein verlangt, wird beim Speisen im Klub, wo sie unbedachtet und unbekannt ist, durch Gewissensbisse nicht bemerkt. Ein Arzt mit einer großen Praxis im Westend Londons sagte einst: „Wo das Wirtshaus Tausende erschlägt, erschlägt die Konzeption des Kolonialwarenhändlers Zehntausende“. Es ist für ein Mädchen, dem man vertraut, so schrecklich leicht, um die Ede zu dem Kaufmann zu schlüpfen und unter dem Mantel, der so viele Sünde bedeckt, eine Flasche Cherry zu tragen. —

## Litterarisches.

—D. Hermann Heijermans: „Trinette“. Roman. Autorisierte deutsche Uebersetzung von R. Ruben. Berlin. S. Fischer. — „Trinette“ behandelt die Geschichte eines Mädchenlebens, das in der Großstadt zu Grunde geht. Wir haben es mit einem jener realistischen Romane zu thun, die mit photographischer Treue arbeiten und die mitunter zu viel des Guten an Kraftworten thun. Nicht nur Gesicht, Gehör und Gefühl zwingt der Autor in den Dienst der Rekläre, sondern er sucht auch durch Häufung von bezeichnenden Beiwörtern auf den Geruchs- und Geschmacksin zu wirken, wodurch freilich bei manchen Stellen des Buches Effekte erzielt werden, die nicht gerade angenehm sind. Was an dem Buch fehlt, ist die plastische Herausarbeitung der einzelnen Personen und jene gedrängte, kräftige Schreibweise, die auf eine starke Persönlichkeit schließen läßt, die einen großen Schatz künstlerischen Könnens zu vergeben hat, und sich dessen bewußt ist.

Ein Stück Künstlerleben in der belgischen Hauptstadt. Ein siebzehnjähriges Bavenmädchen, Trinette, das der Hunger nach Glanz und Genuß in die Stadt getrieben hat, geht dort zu Grunde. In der Stellung als Vorne, die sie in einem Vorort Brüssels angenommen, hält sie es nicht aus. Die große Stadt ist zu nahe und ihre Verlockungen sind zu gewaltig für den schwachen Mädchenwillen. Sie wird die Geliebte eines Ringkämpfers, der sie durch die dumpfe Atmosphäre der Cafés chantants und Spielhöllen schleift, sie auspreßt und aufsaugt und sie schließlich verläßt. Das bißchen Stimme, das eine Chansonnette braucht, ist bald verloren. Trinette geht auf

die Strafe: Nach Jahren sieht man in der guten Stadt Rotterdam, zur Zeit der öffentlichen Aushebung der Menschen — man muß das wissen, weil es auch eine Aushebung der Tiere giebt — eine aufgekupfte Frau, mit einem verlebten, bedürftigen Gesicht, auf der Hoogstraße. Die Erwachsenen sehen ihr nach. Die Kinder verschöhen sie.

Mit diesen Schlüssen entläßt Heijermans den Leser; er weiß, daß er in ihm Liebe und Mitleid für die im Schmutz der Straße Verkommenen erweckt hat. —

**Musik.**

Lorching-Feier. Albert Lorching hatte in seinem nicht ganz 50jährigen Leben die Leiden des deutschen Künstlers so durchgelitten wie nur jemals einer. In dem seither verfloßenen halben Jahrhundert haben sich seine Opern, zumal in seiner Geburtsstadt Berlin, in den Herzen des Publikums und der Theaterdirektoren so eingewurzelt, als sollte eine alte Schuld ins Unbegrenzte hinein abgetragen werden. Thatsächlich liegt dies sozusagen an der Handlichkeit seiner Werke. Sie besitzen so hohen Kunstwert, daß ihre Verwunderer und Anführer daran stolz ihren eigenen Kunstsin zeigen können, und besitzen doch wieder so viel gewöhnlich Unterhaltendes und verhältnismäßig Mitheloses, daß man mit ihnen nicht zu viel risikiert. Auch sie sind ein Denkmal jener Wiederzeit, die ihre großen Geister im Bann einer kleinen Beschränktheit hielt — einen Mann im Wiener Schauspiel, einen Lorching im norddeutschen Musikspiel. Sie ragen daraus wie so vieles in unsrer Zeit herein, diese biederen, warmgefühlten Verwechslungs-Lustspiele mit den manchmal bis zur allerhöchsten Höhe reichenden musikalischen Bestandteilen. So ist man in Theatern wie den Berliner Opernhäusern mit Lorching nahezu überhäuft; und sein hundert-Geburts-jubiläum, 23. Oktober 1801—1901, ließ den Theatern nicht viel Gelegenheit zu außergewöhnlichen Anstrengungen übrig. Solche Anstrengungen liegen überhaupt nicht im Zuge der Berliner Operntheater: das Privattheater des Westens hat dazu nicht die Mittel, und das königliche Unter den Linden hätte sie reichlich, bemüht sie aber nicht. Eigene Gedanken zu haben, produktiv zu sein, Produktion zu fördern, das überläßt man den relativ ungenüßiger gestellten Kolleginnen an der Donau, Har und Elbe. Hätte aber etwa unsre königliche das Schlagwort ausgegeben: „Wir machen die Mode des Kaiserthums nicht mit und wissen die Kunst besser zu pflegen“ — auf, das wäre ein im Verhältnis zur Gehirnkräft insbesonders weltberühmten Opernhauses großartig produktiver Gedanke gewesen. Doch man kündigte eine Lorching-Feier als Beginn eines Lorching-Cyklus an. Gut, auch das ist recht, und wenn schon, dann war davon auch etwas Besondere zu erwarten.

Wir opferten diesmal den Besuch des ebenfalls jubiläumsfreudigen Westen-Theaters und hielten uns ans Centrum. Anstrengung hat der Gedenktag weder dem Theater noch uns gemacht. Man nennt Lorching-Cyklus, was eben ein Weiterklimmen des Alltags ist. Sehr viel läßt sich dabei überhaupt nicht machen. Aber das wenige, was dabei andern eingefallen wäre, das ist hier niemand, höchstens noch dem Tenorbasso Herrn Liebman eingefallen. Die Aufführung von Lorchings erster größerer Oper „Die Schützen“ war die richtige ziemlich gute Leistung im ganzen, mit einigen mangelhaften Einzelheiten. Nicht die kunstlose Festes-Erhebung, auch nicht durch Kennerliches, woran es ja jenem Theater am wenigsten fehlt! Nicht einmal der Theaterzettel regte sich so weit auf, daß er etwa den Dirigenten (Dr. Rud) und den Regisseur genannt hätte.

Indessen ist ja all das nicht nötig; Lorching fällt auch ohne das nach wie vor die Massen und das Ansehen der Theater. Und andererseits ist er dem Publikum vertraut genug, daß wir uns hier auch ohne biographische Mitteilungen eine Jubiläumstimmung leisten können. Obgleich kommen wir wohl eher dreimal in die Gelegenheit, wieder ein Wort über Lorching sagen zu können, als einmal in die Gelegenheit, von den Linden aus über produktive Thaten berichten zu können. —

**Anthropologisches.**

— Ueber die germanische Rassenreinheit der nordskandinavischen Dalbewohner (Dalekarler) machte der Ethnograph Professor Regius in der letzten Monatsversammlung der „Antropologiska sällskapet“ zu Stockholm eine Reihe interessanter Mitteilungen. Die „M. Allg. Ztg.“ berichtet hierüber: Professor Regius hat im Laufe der letzten Jahre vergleichende Untersuchungen über die Rasse-Eigenheiten und Körperbildung bei den verschiedenen Bevölkerungsgruppen Schwedens angestellt. Die einschlägigen Studien erstreckten sich sowohl auf die ländliche Bevölkerung in den einzelnen Distrikten, wie vor allem auch auf die zum Militärdienst ausgehobenen Wehrpflichtigen. Die Zahl der letzteren, welche Prof. Regius gemeinsam mit dem Lundener Anatomen Prof. Jüsti näher untersuchte, belief sich auf umd 45 000 Individuen. Die angestellten Vergleiche ergaben, daß die Bewohner der nordländischen Provinz Dalarna (Dalekarlien) unter den schwedischen Bevölkerungsgruppen die relativ größte Reinheit des alten germanischen Rasse-typs bewahrt haben. Namentlich im Innere des Sees Siljan, im Mittellauf des Dal-Fls, und dort vorzugsweise wieder im Gebiete der Gemeinden Floda, Leksand, Mättsif, Orsa u. a. wies die ländliche Bevölkerung

eine hervorragende Gleichförmigkeit in der Gesichtsbildung und allgemeinen Körperentwicklung auf. Prof. Regius glaubte jedoch annehmen zu müssen, daß die Kopfform der Dalbewohner, welche fast ausschließlich auf dolichocephale (langköpfige) Schädelkonstruktion hinwies, im allgemeinen zwei Varianten erkennen lasse, nämlich eine Gruppe mit breiterer und eine andre mit schmaler Gesichtsbasis (letztere im Lefsaund-Bezirk, letztere hauptsächlich im Morogebiet anzutreffen). Im übrigen waren bei beiden Gruppen die entscheidenden Rasse-typs völlig die gleichen. So zeichnen sich die Dalbewohner übereinstimmend durch leichte Haarfarbe, hellblau oder hellbraune Augen, gerade Nase und zurückgeneigte Stirn aus; ferner überschreitet die Körperlänge selten das sogenannte Mittelmaß und läßt sich im Durchschnitt auf 1,70 Centimeter angeben. Allen Dalbewohnern ist große Feinmüßigkeit und offene Ehrlichkeit des Auftretens eigen, daneben auch stark entwickeltes Selbstgefühl und ausgeprägter Sinn für Humor (Mutterwitz). Als Ursache für die teilweise abweichenden Eigenschaften und Merkmale der Dal-Rasse betrachtet Professor Regius vorzugsweise die entlegene Lage der Provinz Dalarna und die Abgeniegtheit der dortigen Bevölkerung, mit den übrigen Teilen des Landes in lebhafteren Kontakt zu treten. —

**Meteorologisches.**

— Der berühmte Londoner Rebel, der so lange als eine unabwendbare Fügung des Schicksals schimpfend hingenommen worden ist, hat nun auch die längste Zeit unbedacht sein widerwärtiges Spiel getrieben. Was das Jammer und Schimpfen der Bewohner Londons nicht vermocht hat, wie der „Allg. Ztg.“ geschrieben wird, das Drängen der elektrischen Industrie zu Lande gebracht: Der Rebel wüthet unter die Aufsicht der Feuerlösch-Brigade und der Polizei gestellt, und es sollen Erhebungen veranstaltet werden, um ihn hinter die Schliche zu kommen. Wie es scheint, hatten die elektrischen Gesellschaften sich an das meteorologische Bureau gewandt, um eine möglichst genaue Nebelprognose zu erhalten, da die allgemeinen für London und Süd-England im ganzen lautenden Prognosen für den höchst unzulänglich und ohne ernstlichen Grund bald hier, bald dort auftretenden Nebel nicht anreichten. Die amtlichen Wetterpropheten erklärten indessen, daß ihnen die Geld- und sonstigen Mittel fehlten, um die ausgedehnten und gründlichen Erhebungen zu veranstalten, die einer wissenschaftlichen Nebelprognose als Unterlage dienen müßten. Sie waren indessen auch mit praktischen Rathschlägen bei der Hand und wandten sich an den Londoner Grasshopper, der das ganze Gebiet für diese Nebelbeobachtungen beherzigt, mit Vorschlägen, wie vorhandene Einrichtungen zu diesem Zwecke nutzbar zu machen seien. Dabei wurde zunächst auf die Mittelpunkt der Feuerlöschabteilungen hingewiesen. Der Leiter des Londoner Löschcorps und sämtliche Mannschaften entstammen bekanntlich dem Dienste der Kriegsmarine und sind daher durch ihre frühere dienstliche Ausbildung mit der Art und Weise, wie meteorologische Aufnahmen und Beobachtungen zu machen sind, vertraut. Außer der Löschbrigade soll aber auch wenigstens eine Anzahl Polizeistationen zu diesen Beobachtungen herangezogen werden. Damit die Sache ganz regelrecht und systematisch betrieben wird, hat der Ausschuß des Grasshoppers einen Plan ausgearbeitet, der die ganze Nebelbeobachtung dem meteorologischen Bureau unterstellt und ihm die Bestellung eines wissenschaftlich dazu befähigten Beamten für eine zu begrenzte Zeit überläßt. Dieser Nebelinspektor soll den Beobachtungsplan und die Weisungen für die einzelnen Stationen ausarbeiten und die Beobachtungen selbst leiten. Dafür beauftragt der Ausschuß, eine Summe von 250 Pf. Sterl. auszuweisen. Mit der Bestellung eines solchen Nebelinspektors wäre dann ein Anfang gemacht, der zu großen Dingen führen sollte. Wer die englische Hauptstadt dahin bringen könnte, daß nicht nur Fabriken, sondern auch Privatleute genötigt wären, den Kohlendampf, der heute dick und schwarz aus unzähligen offenen Kaminen aufsteigt, zum größten Teil wenigstens zu verbrennen, der würde sich als Wohlthäter seiner Mitbürger ein großes Denkmal verdienen. —

**Humoristisches.**

— Militärische Geheimnisse. „An schön Gemach an die Frau Hauptmann und der Herr Leutnant kommt net zum Essen.“ — „Hat er sonst nichts gesagt?“ — „Glaubt hat er sonst noch, er wär froh, daß er Dienst hält, mit dem schändigen Schlangenschweif thät er sich do' kloß den Nagel verfrachten.“ —

— Was sie sagen. Die Brennessel: „Das kann mir ein Esel sein, der mich frist.“ — Der Floh: „Das dauert lange, bis man wieder einmal einen guten, unverfälschten Tropfen findet.“ — Der Mohr: „In meinem Kopf steck halt was! Schoppen thut's wenigstens immer.“ — Der Kohl: „Ich werde mehr gesprochen als gegessen.“ — Der Meerrettig: „Ich bin doch ein geliebter Kerl.“ — Der Lorbeer: „Aus China hat mich keiner geholt.“ — Die Lilie: „Mir glaubt's auch schon bald niemand mehr.“ —

— Neuer Ruhm. „Wie finden Sie den Baron?“ — „Originell.“ — „Den? Ja, was ist denn an dem Originelles?“ — „Daß er nicht beim Robertbreitl ist!“ —

(„Angend.“)

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 27. Oktober.